



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Krieg, R.: Die Monumenta Germaniae historica in den höheren Schulen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Monumenta Germaniae historica in den höhern Schulen



Das Jahr 1908 weckt in mancher Beziehung Erinnerungen an den Freiherrn vom Stein, der durch zahlreiche Reformen die Befreiung Preußens vom französischen Joche vorbereitete, bis er im November 1808 von Napoleon geächtet und aus dem Lande verbannt wurde. Steins gesetzgeberische Tätigkeit an der Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft ist bekannt, weniger bekannt sind seine Bemühungen um die Herausgabe der deutschen mittelalterlichen Geschichtsquellen, auf denen heute die Geschichtschreibung des deutschen Mittelalters beruht. Stein faßte zuerst den Plan einer wissenschaftlichen Sammlung dieser Geschichtsquellen, ging im Jahre 1818 mit einer Reihe von opferfreudigen Männern an das große Unternehmen, indem er einen Teil der Mittel dazu aus seinem eignen Vermögen hergab und bis 1830 mehr als den vierten Teil der gesamten Kosten selbst deckte. Der erste Band erschien 1826, und in den folgenden Jahren wurden in einzelnen Abteilungen die Schriftsteller, Gesetze, die Kaiserurkunden, Briefe und Altertümer sowie die ältesten Schriftsteller veröffentlicht, und zwar in der lateinischen Sprache der Quellen. Die besten Kräfte der deutschen Geschichtschreibung stellten sich in den Dienst dieser von Stein angeregten wissenschaftlichen Forschung, und heute darf der Deutsche mit Stolz auf die lange Reihe der stattlichen Bände sehen, deren Inhalt durch Übersetzungen unter dem Titel: Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit allgemein zugänglich gemacht worden ist.

Und doch, wer kennt jetzt nach achtzig Jahren diese wahrhaft erhabnen Monumente deutschen Fleißes und deutscher Opferwilligkeit? Die Fachgelehrten, die sich von Berufs wegen mit dem Quellenstudium zu beschäftigen haben, benutzen sie bei ihren Darstellungen der allgemeinen deutschen Geschichte und behandeln auch wohl gelegentlich in den geschichtlichen Zeitschriften eine oder die andre Streitfrage, im übrigen aber bekümmert man sich wenig um die wertvollen Sammlungen der heimischen Geschichte. Wie ganz anders werden dagegen die griechischen und die römischen Quellschriftsteller geschätzt und studiert. Schon in den mittlern Klassen unsrer höhern Schulen werden die Schriften des Cornelius Nepos, Cäsar, dann in den höhern die des Livius, Tacitus und im griechischen die Werke des Xenophon und aller andern Geschichtschreiber nicht nur gelesen, sondern bis ins genaueste und

kleinste durchgenommen. Es werden Kommentare über Kommentare geschrieben und mit Karten und Plänen der Schlachten und Schlachtordnungen ausgestattet; die Einrichtungen der Heere und die Verfassungen der Staaten werden darin auseinandergesetzt, und es geschieht alles, um den Schülern einen Einblick in das Kulturleben der Griechen und Römer zu geben. Es ist schon zu oft — auch in den Grenzboten erst kürzlich — gesagt worden, wie kläglich demgegenüber unser deutsches Staats- und Verfassungsleben in der Schule behandelt wird, als daß darüber noch Worte verloren werden könnten. Hier soll nur die eine Frage angeregt werden, ob es nicht wenigstens möglich ist, die Monumenta Germaniae historica für die Schule und die Heimatkunde nutzbar zu machen. Inhaltlich stehen die deutschen Geschichtsquellen jenen griechischen und lateinischen sicherlich nicht nach; die meisten Schüler — das kann man ruhig behaupten — lesen die Schilderungen der uns so fernstehenden Kriegsergebnisse aus der vorchristlichen Zeit, wenn nicht mit einem Widerwillen, so doch mit gewisser Gleichgültigkeit, besonders wenn Schwierigkeiten in den Formen und Satzkonstruktionen damit verbunden sind. Wie mancher wäre verlassen gewesen beim Übersetzen, wenn er nicht seinen „Freund“ gehabt hätte, der aus den Nöten helfen mußte? Und wie wenige haben nach dem Abgange von der Schule jemals wieder einen dieser alten Römer und Griechen in die Hand genommen, soweit sie nicht berufsmäßig dazu verpflichtet waren? Aus reiner Neigung und Liebhaberei wird wohl selten jemand auf diese Quellen zurückgreifen, die sich ausschließlich mit griechischer und römischer Geschichte beschäftigen und nicht auch, wie Cäsar und Tacitus zum Beispiel, deutsche Geschichte behandeln. Wie es freilich mit der Begeisterungsfähigkeit der Lehrer selbst steht, die jahraus jahrein immer wieder dieselben Stoffe behandeln müssen, läßt sich nicht beurteilen.

Die Quellschriften der deutschen Geschichtsschreiber könnten für die Altertums- und Heimatkunde von großem Nutzen sein, wenn sie in den höhern Schulen gelesen und ebenso gründlich durchgenommen würden wie die römischen und die griechischen an unsern Gymnasien; die Schüler würden sich für die heimische Geschichtsforschung mehr erwärmen, als es ihnen jetzt für die fremden Länder möglich ist, und unsre Altertumsforschung stünde auf einer andern Höhe, wenn es den vielen Geschlechtern der deutschen akademisch gebildeten Berufe auf der Schule vergönnt gewesen wäre, sich so eingehend mit den deutschen Geschichtsquellen beschäftigen zu können, wie es mit jenen noch tagtäglich geschieht. Darin liegt doch wohl die Hauptursache, daß unsre gebildeten höhern Kreise so wenig Sinn und Verständnis für die Heimatkunde haben und deren Pflege den Volksschullehrern überlassen, die tatsächlich oft genug die einzigen Träger heimatlicher Bestrebungen sind und manchmal auch tüchtige Leistungen aufweisen, obgleich sie nicht klassisch vorgebildet sind.

Wie mangelhaft es mit unsrer deutschen Quellenforschung und mit der Benutzung des vorhandenen Stoffes noch immer bestellt ist, mag ein Beispiel

in aller Kürze zeigen. Der deutsche Geschichtschreiber Bischof Thietmar von Merseburg, dessen Chronik die Hauptquelle für die Geschichte der slawischen Gegenden östlich von der Elbe ist, beschreibt im sechsten Buche die alte Wendefeste Liubusua. Sie bestand nach seiner Schilderung aus einer besondern Befestigung und aus einer Stadt, beide waren durch ein Tal getrennt, lagen also auf Anhöhen. Der Bischof hat die Feste selbst gesehen und schreibt, daß sie zwölf Tore und Platz für zehntausend Mann gehabt habe. Ihr Anblick setzte ihn so in Staunen, daß er ein Werk Julius Cäsars und einen römischen Bau vor sich zu haben meinte, und er gab sogar eine Stelle aus Lucanus (Pharsalia, Buch 6 Vers 29) an, die seiner Ansicht nach vergleichsweise auf die Feste Liubusua paßte. Im Jahre 932 trat sie zuerst in der Geschichte auf und wurde damals von Heinrich dem Ersten belagert und den Wenden abgenommen. Später wurde die Feste von den deutschen Eroberern ausgebaut und mit einer Besatzung belegt. Im Jahre 1012 zog der Herzog Bolislaw vor Liubusua und belagerte die Feste, weil er wußte, daß wegen der Überschwemmung an der Elbe die Deutschen den Belagerten keinen Entsatz und keine Hilfe bringen konnten. Nach mäßigem Widerstand ergab sich denn auch die aus tausend Mann bestehende Besatzung dem Polenherzog, es entstand ein furchtbares Blutbad, und die Wenden zogen beutebeladen und vergnügt von dannen, nachdem sie die Stadt angezündet hatten. Das deutsche Heer konnte tatsächlich nicht über die Elbe herüber, sondern stand untätig bei Belgern. Wo lag Liubusua? Früher nahm man an, daß die Stadt Lebus bei Frankfurt an der Oder in Frage käme. Dieser Ort wird jedoch in der Geschichte erst später erwähnt und paßt auch der Lage nach durchaus nicht zu der Beschreibung Thietmars. Die Feste Liubusua lag unzweifelhaft in der Nähe des heutigen Dorfes Lebusa zwischen Dahme in der Mark und Schlieben bei Herzberg an der Elster. Auf einer langgestreckten Anhöhe südlich vom Dorfe sind noch deutlich Befestigungen sichtbar, namentlich Gräben, die sich in Winkeln und Krümmungen um die Höhen herumziehen und dann im Walde verlaufen. Als Quellschriften für diese immerhin nicht ganz unbedeutende Begebenheit, bei der selbst die Wenden fünfhundert Mann einbüßten, kommen außer Thietmar die Hildesheimer und Weißenburger, die Corveyer und Quedlinburger Annalen sowie Widukinds *res gestae Saxonicae* und der Chronographus Saxo, die alle in den Monumenta abgedruckt sind, in Betracht, und doch hat noch kein einziger namhafter Forscher auch nur den Versuch gemacht, die Örtlichkeit der alten Feste genauer zu bestimmen. Selbst Ludwig Giesebrecht, der eine dreibändige Geschichte der Wendenkämpfe geschrieben hat, begnügt sich mit einer Nacherzählung dessen, was Thietmar über Liubusua sagt. Wenn die Stätte nicht in zwei Stunden mit der Bahn von der Reichshauptstadt aus zu erreichen wäre, sondern in Italien, Griechenland oder Kleinasien läge, dann wüßte man sicherlich die Einzelheiten recht genau, und es wären zu Nachforschungen und Ausgrabungen an Ort und Stelle die nötigen Mittel wohl

längst bereitgestellt worden. Aber es sind ja bloß Deutsche, die hier an der Elbe und Elster mit den Wenden gerungen haben, nicht etwa Römer, Karthager oder andre heidnische Völker aus der alten Geschichte!

Über die Belagerung und Zerstörung der Feste Sagunt in Spanien durch Hannibal im Jahre 219 v. Chr. weiß selbstverständlich jeder Schüler die genaueste Auskunft zu geben: aber wie wenige von den Tausenden der Schüler in Berlin werden überhaupt jemals den Namen *Liubusua* gehört haben, viel weniger dorthin gekommen sein, trotzdem es fast vor den Toren liegt! Doch das ist nur ein Beispiel für viele, die sich allerorten in deutschen Landen aufzählen und finden lassen. Man darf überzeugt sein, daß die Schüler mit Begeisterung und Verständnis die deutschen Geschichtsquellen lesen würden, wenn diese in derselben gründlichen Weise wie die der Römer und Griechen durchgenommen und besprochen würden. Wenn dann noch bei Gelegenheit einer Turnfahrt oder zur Feier des Sedantages eine solche in der Nähe liegende geschichtliche Stätte von den Schülern und dem Lehrer aufgesucht und an Ort und Stelle das Gelesene erklärt und näher erläutert, vielleicht auch mit dem Spaten ein wenig gearbeitet würde, so müßte man an unser Jugend verzweifeln, wenn sie keine Liebe für die heimische Geschichte erwürbe und von der Schulbank ins Leben mit hinausnähme.

Man wird einwenden, daß das mittelalterliche Mönchs-Latein den klassischen Schriftstellern der Alten gegenüber minderwertig und deshalb für die Schule nicht verwendbar sei, wo nur rein klassisches Latein und Griechisch gelehrt würde. Darauf ist zu erwidern, daß jetzt, wo die alten Sprachen sehr beschränkt worden sind, nur die wenigsten Schüler noch diese Sprachen vollständig beherrschen lernen, und falls sie sie beherrschen, kann ihnen das mittelalterliche Latein keinen Schaden mehr tun. Es ist dann im Gegenteil lehrreich, wenn sie die Veränderungen und Auswüchse, denen ja jede Sprache unterworfen ist, auch einmal an der lateinischen kennen lernen. Sie können gerade an der Lektüre der mittelalterlichen Quellen den Verfall beobachten, dem die Sprache im Laufe der Jahrhunderte immer mehr entgegengegangen ist, bis sie schließlich zur Zeit des Humanismus zu neuem Leben erwachte. Überdies wird zu beachten sein, daß schon das *Corpus juris* und die Kirchenväter nicht mehr in dem alten klassischen Latein abgefaßt sind; die künftigen Juristen und Theologen müssen sich also ohnehin bei den Studien auf der Universität mit dem spätern Sprachgebrauch bekannt machen, ganz zu schweigen von den Medizinem, deren lateinische Wortbildung willkürlich und nichts weniger als klassisch ist.

Schließlich kann auch zugunsten der alten Schriftsteller nicht ins Feld geführt werden, daß durch das klassische straffe Latein mit seinen zwingenden Konstruktionen, seinem festen Satzbau und Periodenaufbau zugleich das folgerichtige Denken bei den Schülern geübt und durch Auflösung der Sätze die deutsche Sprache gefördert würde. Daß es bei unsern Gelehrten, Beamten

und Schriftstellern mit der deutschen Sprache im allgemeinen erbärmlich genug aussieht, ist oft beklagt worden und bedarf keiner Wiederholung. Die Mißhandlung unsrer Muttersprache — ganz abgesehen von den vermeidlichen Fremdwörtern — in amtlichen und nichtamtlichen schriftlichen Kundgebungen aller Art von den höchsten Behörden an läßt nicht erkennen, daß die fremden alten Sprachen einen veredelnden Einfluß auf die deutsche Ausdrucksweise haben; man fühlt vielmehr oft sehr deutlich heraus, daß die deutschen Schachtelsätze eine Erinnerung an die Schulbank geblieben sind, wo sie geradezu gezüchtet worden sind.

In gleicher Weise wird wohl auch die Schulung für folgerichtiges Denken durch die Lektüre der alten Klassiker überschätzt. Es wäre doch schlecht in der Welt bestellt, wenn man für ewig zur Erlernung logischen Denkens an die paar wenigen Schriftsteller gebunden wäre und nirgends anders das Heil gefunden werden könnte. Wie erginge es den vielen Menschen, deren Ohr nie einen altklassischen Klang gehört und deren Auge keinen griechischen Buchstaben je gesehen hat! Es ist endlich auch nicht die Rede davon, nun auf einmal alle griechischen und römischen Klassiker über Bord zu werfen und nur noch die Monumenta zu lesen; diese Forderung wird niemand stellen, solange die alten Sprachen gelehrt werden. Es genügt schon, wenn der Abwechslung halber und mit Auswahl hin und wieder eine oder die andre mittelalterliche Quellschrift auf der Schule behandelt wird, womöglich eine, die gerade mit der Gegend der betreffenden Schule in Beziehung steht, sodaß die Heimatkunde davon unmittelbar betroffen wird. Ebenjowenig soll einer weitem Überbürdung der Schüler das Wort geredet werden, da jede Mehrbelastung anstatt der erhofften Freude nur Verdruß hervorrufen würde.

Mehr Heimatkunde in den höhern Schulen verlangt mit vollem Recht Archivar Dr. Brüning aus Aachen, indem er in den „Blättern für deutsche Erziehung“ schreibt: „Ich bin in Danzig auf dem Gymnasium gewesen, aber niemals habe ich im Unterricht etwas von der bedeutenden mittelalterlichen Geschichte und von den Kunstwerken der Stadt gehört; ich bin in Allenstein auf das Gymnasium gegangen, aber niemals wurden wir Schüler auf die dortige prächtige Stadtkirche und die bischöfliche Burg aus dem vierzehnten Jahrhundert hingewiesen; ich bin in Hohenstein auf dem Gymnasium gewesen, aber kein Lehrer machte uns darauf aufmerksam, daß es sich in den Mauern der alten Ordensburg befand, und daß wir Altpreußen dem Deutschen Ritterorden so unendlich viel zu verdanken haben, daß dessen Geschichte so ruhmvoll und herrlich sei wie nur irgendwie. Das galt alles nichts. Aber der geringfügigste griechische oder römische Quark wurde uns jeden Vormittag aufs Frühstücksbrot geschmiert. Sa es ist mir bei einer Fahrt an Marienburg vorbei passiert, daß einer der Mitreisenden den Kopf durchs Fenster steckte und beim Anblick der Burg fragte: »Was ist denn das fürn oller Kasten?« Ich fuhr nicht vierter, sondern zweiter Klasse, und der Fragesteller war ein Gutsbesitzer aus Litauen,

der mit dem Einjährigzeugnis das Gymnasium zu Insterburg verlassen hatte. Von der Geschichte der Burg, von Tannenberg und Heinrich von Plauen keinen Schimmer. Als ich dann die Vorlesungen des Professors Lohmeier in Königsberg über Heimatgeschichte besuchte, war es immer nur ein kleines Häuflein, das sich bei dem ausgezeichneten Lehrer zusammensand; niemals sah ich einen von einer andern Fakultät.

In Rom und bei den Lappen
Da spürt ihr jeden Winkel aus,
Derweil wir wie die Blinden tappen
Daheim im eignen Vaterhaus.
Ist das nicht eine Schmach und Schande
Dem ganzen deutschen Vaterlande?

Das hat einst Simrock gesagt, und er hat noch immer recht.“

R. Krieg



Die mittelalterliche Kirchenbaukunst in der Terra di Bari

Von f. Viehringer

2



er die Innenansicht einer apulischen Kirche in ihrer Ursprünglichkeit und Reinheit genießen will, der muß das etwa vier Stunden von Bari landeinwärts liegende Städtchen Bitonto aufsuchen, dessen Dom vor einigen Jahren unter der Leitung des Architekten Vernich, desselben, der auch die Renovierung von Castel del Monte, Friedrichs des Zweiten berühmtem Lustsitz, ausgeführt hat, in glücklicher Weise wiederhergestellt worden ist. Dieser Dom, wahrscheinlich erst unter Kaiser Heinrich dem Sechsten oder Friedrich dem Zweiten begonnen, liefert zugleich den Beweis, wie man die bei San Nicola eingeschlagene Stilrichtung jahrhundertlang selbst bis auf Einzelheiten wiederholte. So weist er zum Beispiel ebenfalls den Stützenwechsel auf, der in Italien sonst als eine rohe, barbarische Bauart galt und sich äußerst selten, eigentlich nur in den Abruzzen findet. Nicht in heiterer, goldstrotzender Mosaikpracht, wie bei Siziliens einzigartigen Normannendomen, sondern düster, fast melancholisch steigen über den runden, rötlichen Marmorsäulen, den durch Pilaster gegliederten, mächtigen Pfeilern, den sich fensterartig gegen das Mittelschiff öffnenden Emporengalerien die kahlen, braunrötlichen Mauern empor, die die flache Decke des weit über die schmalen Seitenschiffe hinausragenden Mittelschiffs stützen. Die Seitenschiffe sind abweichend von San Nicola nicht mit Tonnen, sondern mit flachen Kuppeln überwölbt. Im vierzehnten Jahrhundert wurden dann an sie jene kapellenartigen Rundnischen angefügt, die wir an allen apulischen Kirchen wiederfinden, und die als Grabstätten der vornehmen Familien des Landes dienen. Nach außen springen sie jedoch ebensowenig wie die Stirn-